

Das Evangelium kommunizieren im Kontext „Bundeswehr“

Gespräch mit Katja Bruns, Militärpfarrerin der Marine

Margit Herfarth, Studienleiterin für den Fachbereich Religionspädagogik im Amt für kirchliche Dienste (AKD) Berlin

Dr. Katja Bruns hat in Hamburg und Oslo Evangelische Theologie studiert, an der Universität Göttingen geforscht und gelehrt und in Berlin als Pfarrerin gearbeitet. Seit fünf Jahren ist sie Militärpfarrerin der Marine. Damit bekleidet sie eines von insgesamt 104 Pfarrämtern der Militärseelsorge. Ihr Arbeitgeber ist der Bund. Aufgaben einer Militärpfarrerin sind die Seelsorge an Soldat:innen und ihren Familien, die Gestaltung des gottesdienstlichen Lebens am Marinestandort und während der vielen Wochen, die sie mit der Besatzung auf einem Schiff der Marine verbringt. Sie ist zuständig für die Erteilung des „Lebenskundlichen Unterrichts“, für alle Kasualien bei Soldatenfamilien und für das Angebot von Rüstzeiten.

Den meisten evangelischen Christ:innen in Deutschland ist der Bereich der Militärseelsorge eher fremd und manchmal auch befremdlich. Wie passt das zusammen, das Evangelium und der Arbeitskontext „Bundeswehr“? Passt es überhaupt zusammen? Katja Bruns schreibt in einer Darstellung ihres Arbeitsbereiches: „Alles, was an geistlichem Leben an Bord passiert, ist unsere (i.e. der Militärseelsorge) Zuständigkeit. Wir bieten Andachten und Gottesdienste an Bord an. Das ist immer eine spannende Herausforderung, inmitten von militärischem Gerät und viel Technik Orte für Gottesdienst und Segen zu finden. Aber es geht – wir inszenieren Symbole von Hoffnung, Liebe und der Überwindung von Gewalt inmitten von Kriegsgerät. Mancher empfindet das als abstoßend. Ich finde, wir leben in solchen Spannungen, die man da eben besonders eklatant sehen kann.“

Ich habe mit Katja Bruns am 19. August 2022 per Zoom ein längeres Gespräch geführt, um es im Zeitsprung zu veröffentlichen. Uns verbindet eine gemeinsame Zeit in einer Berliner Gemeinde. Mich hat interessiert, wie sie mit den Spannungen, die sie in obigem Zitat benennt, umgeht. Das Gespräch wurde von mir der besseren Lesbarkeit willen gekürzt und redigiert.

Du hast als „reguläre“ Pfarrerin begonnen und sicherlich eine pastorale Identität, ein bestimmtes Rollenverständnis, entwickelt. Hat sich Dein Rollenverständnis verändert, seit Du bei der Militärseelsorge angefangen hast?

Ja, total. Ich habe ja lange in einer Gemeinde gearbeitet, in der der Gottesdienst im Zentrum stand. Das Predigen und Gestalten liturgischer Events hatte einen hohen Stellenwert. Das habe ich gerne gemacht und gut gemacht. Als ich dann in Wilhelmshaven anfang, war das eine herbe Landung. Es ist ein riesiger Stützpunkt, ca. 9000 Leute arbeiten da, dazu drei evangelische und zwei katholische Seelsorger:innen. Zu den Gottesdiensten kommen manchmal aber nur fünf Menschen. Das hatte ich so nicht erwartet und es hat mich sehr beschäftigt, immerhin war Gottesdienst bislang mein „Kerngeschäft“ gewesen. Inzwischen bin ich fünf Jahre dabei und habe mehr Hintergrund. Nicht nur liegt Wilhelmshaven in einer sehr entkirchlichten Umgebung. Die Soldat:innen sind auch noch Wochenendheimfahrer:innen, werden dauernd versetzt und am Wochenende wird gearbeitet. Für mich hat sich die Zentrierung verschoben: Wenn ich vorher Gemeindegarbeit vor allem vom Gottesdienst aus gedacht habe, denke ich nun vor allem von der Seelsorge aus. Den fünf Menschen, die zum Gottesdienst kommen, stehen mindestens dreißig gegenüber, die im Laufe einer Woche Seelsorge suchen. Ich mache eher Seelsorge für alle anstatt „Kirche unter Soldaten“. Konkret heißt das: Wir haben auf dem Stützpunkt noch nicht einmal eine Kirche. Wir haben ein Haus mit einem „andachtsartigen Raum“. Ansonsten steht das Haus in der Mitte neben der Sanität und den Feldjägern, es ist immer offen. Ich habe mein Diensthandy 24/7 an. Mein Schwerpunkt ist das Mitgehen in den Arbeitszusammenhängen.

Das hört sich für mich nach dem Konzept der „Arbeiterpriester“ an.

Ja, ein urlinkes Konzept. Dahin gehen, wo die Leute sind. Sich anschauen, was die überhaupt machen. Ich lasse mir am Standort und vor allem auch an Bord erklären, was die Aufgaben der Soldat:innen sind. Dann erklären sie mir das, nehmen mich mit. Sie erklären es mir mit großer Ruhe und Geduld. Sie finden es ganz wichtig, dass jemand sie wahrnimmt und sieht, was sie machen. An aufregenden und grandiosen Dingen, aber auch an Langweiligem.

Die Seelsorgesuchenden, das sind dann nicht nur evangelisch getaufte Soldat:innen, sondern alle?

Ja, die Leute mit kirchlicher Vorerfahrung sind in der absoluten Minderheit. Wir Militärseelsorger:innen gehen regelmäßig auf die Schiffe, stellen unsere Arbeit vor, um Berührungspunkte abzubauen. Starke Männer gehen zunächst einmal nicht gerne zur Seelsorgerin, da müssen die Probleme dann schon sehr groß sein. Deswegen erklären wir auf den Schiffen oft, wer wir sind und wofür wir da sind.

Mir klingt das vergleichbar mit der Klinikseelsorge: Viel eher als in der traditionellen Gemeindegemeinschaft machst Du jetzt das, was man „aufsuchende Arbeit“ nennen könnte, oder?

Ja. Und früher habe ich hauptsächlich mit Frauen, mit älteren Menschen und Leuten mit akademischen Abschlüssen gearbeitet. Jetzt habe ich vor allem die jungen Männer da, die Techniker, mal mit Abitur, oft ohne. Sehr viele Leute, die erst nicht richtig wussten, was sie mit ihrem Leben anfangen sollten. Da gab es oft keine bewusste Karriereplanung. Zudem ist das Leben als Marine-Soldat für viele junge Menschen nicht attraktiv. Die Familienplanung ist

schwierig, wenn ein Familienmitglied sechs oder sieben Monate im Jahr nicht zu Hause, sondern auf See ist. In der Seelsorge geht es viel um Dienstberatung, um Mobbingprobleme, um Konflikte mit Vorgesetzten, um die Probleme einer alleinerziehenden Existenz, oder um familiäre Krisen, wenn beispielsweise Eltern pflegebedürftig werden. Die Bundeswehr ist eine Pendlerarmee. Die Leute ziehen nicht mehr an ihre Dienstorte, die Familien sind sonstwo, Mama oder Papa fahren unter der Woche in die Kaserne. Das geht nur, wenn familiär alles in Ordnung ist. Wenn nicht, gibt es massive Probleme und von denen hören wir dann in der Seelsorge. Wir sind Teil des psychosozialen Netzwerkes, das es an jedem Stützpunkt gibt, zusammen mit den Truppenpsycholog:innen, dem Bundeswehrsozialdienst, der Sanität und dem Familienbetreuungscenter. Die Truppenpsycholog:innen haben vor allem die Aufgabe der Führungsberatung. Der Kern meiner Arbeit dagegen ist die Seefahrtbegleitung und die Mitgestaltung des sozialen Lebens an Bord. Die Stärke von uns Militärseelsorger:innen ist, dass wir viel Zeit für Vertrauensbildung haben, weil wir nicht nur im Krisenfall, sondern einfach auch im Alltag präsent sind. Die Soldat:innen lassen uns an sich ran.

Wie gehst Du mit der Spannung um, von Liebe und Überwindung von Gewalt inmitten von Kriegsgerät zu sprechen?

Erstmal finde ich es total wichtig, dass ich diese Soldat:innen, die eventuell den Befehl zur Ausübung von Gewalt bekommen, als solche Menschen sehe und anspreche, die von Gott gesehen und geliebt sind. Und dass man sie als verantwortliche Menschen anspricht.

Was meinst Du mit „verantwortlich“?

Dass man ihnen zutraut, dass sie die Entscheidungen, die sie treffen müssen, nicht leichtfertig treffen. Ich habe sehr verantwortungsvolle, beeindruckende Persönlichkeiten erlebt. Ich will absolut nicht, dass jemand vor einer solchen Entscheidung stehen muss, aber es kann passieren. Und dann möchte ich, dass es jemand tut, der sich über Ethik Gedanken gemacht hat, über seine Verantwortung, über Sinn und Unsinn dieses Einsatzes, der sich der Ambivalenzen bewusst ist, in denen er arbeitet. Als ich ganz neu war, habe ich in einer Andacht einen Soldaten lesen lassen: „Mache mich zum Werkzeug deines Friedens“. Es wäre, finde ich, anmaßend zu sagen: Das kann er nicht lesen, weil er Soldat ist. Wir können die Spannung nicht auflösen. In Momenten der Angst und bei schwierigen Entscheidungen, da hinein spreche ich die Zusage: Gott ist bei dir, hält dich auch in deiner Ambivalenz, in dieser schwierigen Entscheidung.

Auf dem Schiff habe ich mal bei einem Fürbittengebet für die russischen Eltern der verwundeten oder gestorbenen Soldaten gebetet. Da kamen hinterher einige Soldaten zu mir und haben nachgefragt: Macht man das so, bei einem Gebet? Das ist so ein Moment, wo wir das aufbrechen können, das Freund-Feind-Schema, wo wir unsere andere Wirklichkeit aufscheinen lassen können.

Gleichzeitig bin ich zurückhaltend damit, in Gesprächen mit Soldat:innen das große Wort „Frieden“ zu verwenden im Sinne von etwas, das sie nun „schaffen“ sollen. Sie sprechen lieber darüber, was das Militär überhaupt leisten kann: Nämlich in einem begrenzten Raum für eine begrenzte Zeit Sicherheit schaffen, damit zivile Akteur:innen da Friedensarbeit leisten können. Das Militär kann nur das Feld freihalten, zur Not auch mit Waffengewalt.

Es gibt Situationen, in denen zur Eindämmung von Schlimmerem militärische Gewalt ausgeübt werden muss, – das sehe ich so. Das ist ein Gedanke, der fühlt sich schrecklich an, und das ist auch richtig so, dass er sich so schrecklich anfühlt. Daran werde ich mich nie wirklich gewöhnen. Aber wir können bei diesem Gefühl nicht stehen bleiben und uns lähmen lassen. Denn wir können diese Spannung nicht auflösen. Genau hier liegt der Punkt, an dem Soldat:innen anfangen zu arbeiten. Und ich finde es wichtig, sie dabei nicht alleine zu lassen, sondern zu verstehen, was sie machen und was nicht, statt sie abzustempeln oder zu glauben, alles besser zu wissen.

Neben der politisch-gesellschaftlichen Diskussion über Sinn und Ziel der Bundeswehr gibt es natürlich – gerade jetzt anlässlich des Krieges gegen die Ukraine – auch die friedensethische kirchliche Diskussion. Wie erlebst Du diese?

Weitgehend verwundert. Ich teile das große Entsetzen. Aber spätestens seit der Annexion der Krim hätte uns das klar sein müssen, dass „Krieg“ nicht aus der Welt ist, nur weil wir ihn nicht mehr haben wollen. Ich fand es am Anfang meiner Dienstzeit ganz schrecklich, wenn Leute zu mir gesagt haben: Du fährst jetzt auf einem Kriegsschiff. Aber so ist es, es ist ein Kriegsschiff. Ich erlebe die kirchliche Debatte als ratlos. Natürlich wollen wir keinen Krieg mehr führen. Das haben wir aus der Geschichte gelernt: Krieg bedeutet das absolut Zerstörerische. Aber so sehen es nicht alle Nationen und wir müssen neu überlegen, welche Antwort wir geben. Wir müssen uns eingestehen, dass zwar nichts an der Idee, die Gewalt durch das Völkerrecht einhegen zu wollen, falsch ist. Ich vertrete diese Theorie mit voller Überzeugung – aber wir müssen auch erkennen, dass wir damit den Krieg auf dem Papier quasi abgeschafft haben, in der realen Welt aber offenbar nicht. Dieser Spannung, dieser Präsenz des Bösen, nenne ich es mal, müssen wir uns stellen. So schmerzhaft das ist. Angesichts des Leidens der Menschen in der Ukraine bin ich innerhalb der kirchlichen Debatte aber auch manchmal entsetzt, mit wieviel Hingabe wir uns mit uns selbst beschäftigen. Ich schäme mich mitunter auch dafür, dass es in unserer Kirche Menschen gibt, die das Selbstverteidigungsrecht der Ukrainer:innen in Frage stellen. Dafür habe ich kein Verständnis. Dass Widerstand gegen Gewaltherrschaft wichtig, wenn auch nicht immer erfolgreich ist – auch das kann man aus deutscher Geschichte lernen.

Was wünschst du dir von deiner Kirche?

Mir begegnet viel Misstrauen. Als würde ich die ganze Zeit durch die Gegend rennen und Waffen segnen. Das habe ich noch nie gemacht und es ist nie an mich herangetragen worden. Ich fände es schön, wenn die Soldatinnen und Soldaten, die auch christlich geprägt sind, sich in der Kirche zu Hause fühlen können. Und dass sie sagen können: Das ist auch meine Kirche. Aber das tun sie nicht, sie stehen unter Rechtfertigungsdruck.

An Bord erlebe ich es oft, dass Leute zu den Andachten und Gottesdiensten kommen, die das „an Land“ und insbesondere zu Hause nie machen würden. Es wäre ein Traum, wenn das nicht mehr so wäre. Wenn in unseren Gemeinden mehr Raum für unterschiedliche Sprache und soziale Hintergründe wäre – das wäre schön. Wenn unsere Kirchen, unsere Gemeinden mehr zu einem Ort des Zuhörens und Verstehens als der festen Gewissheiten und klaren Ansagen würden – dafür möchte ich mich gerne einsetzen.